

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

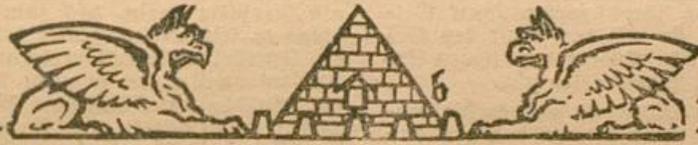
Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

18.3.1923 (No. 11)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 11



18. März 1923

W. E. D e s t e r i n g / B a d i s c h e B ü c h e r s c h a u.

Nr. 97

Die Jahreswende hat uns eine ganze Reihe wertvoller Werke besichert, von denen man wünschen muß, daß sie trotz der hohen Buchhändler-Schlüsselzahl ihren Weg in die Hände der Leser finden.

Albert Schneider, den Lesern der „Pyramide“ durch manch seine Erzählung bekannt, hat seine erste größere Novelle erscheinen lassen: *Madonna* mit dem Untertitel: *Suntram's und G. Nevas unheiliger Ehebund*. Der Verlag Oskar Wöhrle in Konstanz hat dem Buch eine sehr gute Ausstattung zuteil werden lassen; es ist bei Stiefel in Karlsruhe in Morris-Kraftur sorgfältig gedruckt und von Gustav Wolf mit zwei Holzschnitten und einem Titel-Monogramm eindrucksvoll geschmückt. Diese äußere stilvolle Aufmachung entspricht durchaus dem Gehalt der Novelle. Sie erzählt ein Künstlerdrama, wie es nur einer erzählen kann, der die Tragik des Lebens und die Erlösung durch das wahrhaft Schöpferische kennt. Aus Schmerzen bildet der echte Künstler Schönheit; dem Genuß des Lebens muß er entsagen, um selber zu sein; er steht nur auf dem „schmalen Grat zwischen Geburt und Tod.“ Das Weib, das er an sich kettet, treibt mit in den Strudel der Ruhelosigkeit, und nur aus tiefer Verschuldung wird Reinheit errungen. Keineswegs ist Abscheu der Sinn der Geschichte, denn herrlich strahlt das Erlebnis sinnlicher Schönheit, ohne das des Künstlers Wirken blutlos wäre. Aber die Kunst duldet keine andere Göttin neben sich. Den gedanklichen Kern dieser bekennungsreichen Novelle verbirgt Alb. Schneider in Menschenbildern voll tiefer Gewalt, die sich seinem betrachtenden Auge bildhaft wie auf der Fläche eines Lebensspiegels ordnen. Seine Novelle, schön in einzelnen Zügen, verhalten in gemäßigter Kraft ist in einem atmenden Rhythmus der Sprache erzählt, in dem Leidenschaft zu erzener Kühle und Form geworden scheint. Nichts Neuerliches verrät mehr den Fluß der Erregung und Gefühlspannung. Alles Leben wird dem Prosadichter wie seinem Suntram zu Erscheinung, Gesicht, Bild. In ganz klaren Gegensätzen: Handelswelt — Kunst; Mann — Weib; Italien — Norden — wird das äußere Gerüst gefügt, das der Handlung als Rahmen dient, in der das Leben in harter Gesetzmäßigkeit seinen Kampf austrägt. — Es geschieht selten, wie hier, daß das Erzählbuch eines Dichters so gereift und schlackenfrei, so ausgewogen und innerlich gefestigt hervortritt. Daß es in keinem Zug der erregten Mode unserer gegenwärtigen Literatur solat, daß es so beherrscht dasteht, daß es den Stil der Novelle in strenger Selbstzucht wahr: läßt uns der weiteren Entwicklung des Erzählers begierig entgegensehen.

In der Problemstellung, daß „Menschenweh und Menschenleid“ für den Künstler ästhetische Reize voll befruchtender Kraft sind, finde ich Verwandtschaft mit Gedankengängen, die Ernst Jacmeister mit der klaren logischen Gedankensführung des echten Philosophen durcharbeitet und mit der Intensität des Künstlers erfüllt, sowie bildhaft, plastisch, einaänig dargestellt hat und zwar in einem Buch, das den Titel trägt: *Ueberhandene Probleme* (München, Georg Müller). Dieser klare Titel sagt schon, daß es sich hier nicht um rein

philosophische Deduktionen, um abstrakte Gedankengänge, um Denken um des Denkens willen handelt (eine *part pour part* in der Philosophie), sondern um Erörterungen von Erlebnissen, die der erlebende Mensch auf ihren Kern hin betrachte, um sie, soweit sie ihm Leid schufen, zu überwinden, zu übersteigen. Dazu gehört eine seelische Subtilität, die ihr sensorisches Organ nicht bloß im Hirn trägt; dazu gehört ethische Kraft, die aus den Erlebnissen Verhaltens-Gesetze ableitet, dazu gehört künstlerische Darstellungskraft, um Erlebnis und Lebensweisheit aufzubauen, zwingend zu verknüpfen und darzustellen. Das alles besitzt Jacmeister in ausgereiftem Maße. Daß er Künstler ist, merkt man sofort an der Art seiner Schreibweise, die nicht mit dem Deutsch der Schulphilosophen zu tun hat; man merkt es auch an der Eindringlichkeit, mit der er das Problem „Künstler“ erarindet. Was aber seine Gedankenarbeit für uns wertvoll macht, ist ihr ethisches Resultat, das Wachen im Kampf um die Probleme liefert, das in eine Moral mündet, die alle Kräfte bewußt dem Leben weihet, ist der unbegreifliche Wille zum Sein. Jacmeister ist, bei aller Selbständigkeit darf es gesagt werden, ein Schüler Nietzsches; Schüler, nicht im Sinn von Nachtreter, sondern im Sinn von Fortsetzer, Erklärer verstanden. — so wie E. Gött. Ich nenne diesen letzten Namen mit Absicht hier. Wenn Jacmeister nicht bloß Denker ist, sondern, wie seine Essays vermuten lassen, auch Künstler, muß er genau wie der Dichter und Denker Gött dazu getrieben werden, um seine Erlebnisse in Gestalten erleben zu lassen. Das hat er in der Tat getan. Es liegt von ihm ein Buch mit vier Dramen vor unter dem gemeinsamen Titel (er hat wiederum philosophisch-künstlerischen Klanal): *„Innenmächte“* (ebenfalls bei G. Müller in München). Ich habe vielleicht ein andermal Gelegenheit, auf diese Schanispiele zurückzukommen; aber da ich schon den Namen Gött erwähnte, muß ich auch Jacmeisters Lustspiel *„Barbara Stöckin“* hier noch kurz verühen. Da entwickelt sich aus tragischen Voraussetzungen, aus Mord und Galgen, ein heiter endendes Spiel voll herzhafter Komik, das seine Triebkraft aus seelischen Kämpfen, Verhüllungen und abstrakten Geständnissen holt. Die herbe Barbara erfährt an dem Gesellen Veit Glühdia kein anderes Schicksal als Gerlinde an Roland in Gött's *„Mauerung“*. Ein echtes, herbes Weib und ein rechter, starrer Mannskerkel, die sich in ihrer Kantigkeit gegenseitig fast ins Verderben treiben, hier wie dort. Aber Jacmeister hat mit Gött nur die innere Verwandtschaft; sonst schreibt er durchaus seine eigene Handschrift und ist sprachlich und im Schmecken der Klaren sein eigener Meister. Das Stücklein von der *„Barbara Stöckin“*, in altertümlichem Deutsch gehalten, die Klaren hart und streng, auch in ihrer Komik, entwickelt sich in der Lust einer unmauerten Kleinstadt zur Zeit Luthers in ganz anderem Rhythmus als das leuchtende Schloß- und Garten-Spiel Gött's aus dem Nofoto. — Warum Jacmeister in die Badische Bücherschau schlupft? Gebürtiger Badener ist er nicht; aber er wohnt seit langem droben am Bodensee, in der Nachbarschaft von Ludwig Finckh, und da gehört er schon da herein, so gut etwa wie Grimelshausen, der auch nur ein Bergezoogener war

und schließlich ein Eingeseffener wurde, auf den wir stolz sind. Seine gesammelten Werke sind unlängst in einer dreibändigen Ausgabe (in Berlin, bei Bona & Co.) herausgekommen. H. S. Borchardt hat die Ausgabe mit viel Sorgfalt und Kenntnis besorgt. Eigene Forschungen, sowie die von Besthold und Scholte haben in der biographischen und literarischen Einleitung, sowie in den ausgiebigen Anmerkungen ihren Niederschlag gefunden. In den Anmerkungen dürften die sprachlichen Erklärungen noch etwas völliger sein, während die sachlichen gründlich gehalten sind. Sehr zu beklagen ist der viertheil, der eine Reihe Schriften Grimmschhausens bringt, die bisher nur in den alten Drucken zugänglich waren, so die „Traumgeschichte“, die „Reise in die neue Oberwelt des Mondes“, das „Ratfabel Plutonis“ usw. Alte Buchtitel und sonstige Abbildungen erhöhen den Wert dieser auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Ausgabe. — In die Grimmschhausens-Gegenstände und seinen persönlichen Umkreis führen die Neuchâtel-Geschichten aus alten Chroniken, die Fäbra von Schauenburg erzählt (Oberkirch, bei Kösch). Bei den Schauenburgs war ja Grimmschhausen seinerzeit in Diensten und einer ihrer Nachfahren erzählt nun aus unterschiedlichen Zeitaltern Begebenheiten, in denen sein Geschlecht und ihr Stammesloos eine Rolle spielt. Er berichtet sie nicht als Geschichte, sondern als Geschichten, d. h. novellistisch aufgebaut und ausgedeutet. Beim Ausdeuten geht er in der Erzählung vom Peter von Staufenberg sogar etwas modern realistisch vor, indem er die Melusine-Geschichte ihres romantischen Bewerks entkleidet; dafür umgibt er sie mit der Kraft des Gefühls und legt sie rein menschlich aus. Andere der kleinen Erzählungen führen nach Sempach, in Bauernkrieg usw. —

Den eigenen Zauber des alten Märchens wahren die dramatischen Spiele von E. M. Herrmann, von denen Rotkäppchen und Schneewittchen mit einem kleinen Vorwort von Benz (bei Diederichs in Jena) erschienen sind. Ihre Entstehung geht schon in die Jahre 1905 und 1918 zurück. In einem Nachwort äußert sich der Verfasser über seine Absichten, die nicht auf die Schaffung von Kinderstücken, sondern von Volksspielen ausgingen. Die beiden Dramen sind schlüssig, man möchte sagen gläubig, und stellen bei der Aufführung an die äußere Aufmachung geringe Anforderungen. Nur durch Musik soll das Wunderbare der Handlung gesteigert werden. —

Musik . . . Das bringt mich auf Wilh. Rentners Einführung in Die deutsche Oper (Welesfeld, Velhaagen & Klasing). Das Büchlein verfügt über ein gesundes Urteil, das wohl begründet wird, es ist anschaulich geschrieben, verweilt nicht bloß bei den anerkannten Meisterwerken von Gluck bis Wagner, sondern holt auch halb vergessene Schöpfungen aus dem Dunkel. Rentner gibt weniger Biographie der Komponisten, als Analyse der Werke, wobei er die Linie der Entwicklung kenntnisreich verfolgt und klar herausarbeitet.

In Anknüpfung an die Erwähnung Nietzsche sei auf die (bei Reclam erschienene) Darstellung seines Lebens und seiner Lehre von Karl Hecker hingewiesen. Man merkt es der Arbeit an, daß sie aus langjähriger Beschäftigung mit der Person und den Schriften des großen Einsamen entstanden ist, hatte doch der Verfasser als Sohn des „Wagner-Bekfels“ in Mannheim schon frühe Beziehungen zu Nietzsche gefunden. Hecker, der als erfolgreicher Dichter einen Namen erworben hat (erinnert sei an seinen Roman „Einen Garten nenn ich die Ehe . . .“ und an seine Gedichte „Das stille Lachen“) verfügt über eine fesselnde Darstellungsaube und über eigenwüchsige Gedanken, so daß er sich nicht bloß auf die Interpretation des Gelesenen zu beschränken braucht. Sein Nietzsche-Büchlein darf deshalb einen durchaus selbständigen Platz in der Literatur beanspruchen. — Unter den wenigen Autoren, die Nietzsche, der erlesene Kenner, hochschätzte, steht auch der Franzose Beyle, der unter dem deutschen Decknamen Stendhal schrieb und als solcher in der Weltliteratur lebt. Wilh. Weigand veröffentlicht soeben eine ausführliche Biographie und Würdigung dieses ungewöhnlichen und bedeutenden Schriftstellers und Menschen, dieses starken Geistes und reichen Künstlers. Unnötig zu sagen, daß Weigand es versteht, das physische und geistige Leben Stendhals auf der Grundlage sicherer Forschungen und nachspürender Einfühlungskraft mit feinem Ringern und gewandter Darstellung zu zeichnen. (München, G. Müller.) — Wo Weigand genannt wird, stellt sich mir immer gleich der Name des anderen Franken ein, der als Kenner und Nachschöpfer französischer Kultur seinen Platz hat: Benno Müntener. Von ihm erschien (in Freiburg bei Walter Heinrich) eine lustige kleine Geschichte „Die hl. Angelika“, die ein Sittenbild aus französischen Nonnenklöstern unter Heinrich IV. entwirft. Denn außer der heiligen gab es

eine sehr unheilige Angelika, Nebstin zu Maubouillon und leibliche Schwester der Geliebten des Königs. Wie diese aber schließlich ein böses Ende nimmt, ist von Müntener mit allerhand Schnörkeln und Randbemerkungen erbaulich erzählt. — Ein anderes Nönlein ist die Heldin einer kleinen hübschen Märchenammlung von Hermann Meister in Heidelberg. Dies Nönlein ist aber bloß eine Kirchenmaus, die mit der Welt und ihrer Tücke schlechte Erfahrungen macht. Meister ist ein guter und nachdenklicher Erzähler, dem auch kleine und wenig beachtete Dinge sich von poetischer und innerfüllter Seite zeigen. Beweis dafür das Märchen vom Milchahn oder das ironische vom Goldstück und andere, die sich in demselben schmalen und hübsch gedruckten Bändchen finden. — In Meisters Verlag ist auch die neue Dichtung von Heinrich Berl herausgekommen: Mittagland. Sie bezeichnet sich als „kosmische Wanderung“ und hält sich in der Form eines Dramas oder wenigstens einzelner Szenen. Aber um ein Drama im Sinne von Handlung ist es Berl nicht zu tun. Er gibt vielmehr Lebensanschnitte aus Ost und Westen und zeit ihren Reflex auf ein Menschen-Trio (Mann, Weib und Kind), das als Einheit aufzufassen ist und den Typus des empfindenden, denkenden, nach Reife strebenden Menschen darstellt. Diese Drei-Einheit wandert durch verschiedene Szenen, die ein Weltbild geben sollen. Es kann sich dabei nur um stark belichtete und knapp geschnittene Voraänge handeln, die filmartig an den Wanderern vorbeiziehen. Allerhand Gedankliches steckt als Problem darin, das zum Teil nur literarischer Niederschlag zu sein scheint, hinter dem sich weniger Lebenserfahrung als Intellektualismus verbirgt. Erinnert die erste Szene (in Indien) an Tagore, so waat sie andererseits eine Vermischung von Buddha mit christlichem Madonnenkult. Die zweite Szene rückt unvermittelt nach Europa, wird Karikatur und bringt ihren Schuldrill, Arrenhaus usw. sind die weiteren Stationen, bis das Erlebnis zur Musik wird, in dem die Sehnsucht nach dem Mittag-Länder-Land sich erfüllt. So gibt sich Berl's neue Dichtung als Fortsetzung seiner „Anferstehung“ und geht wie diese dem Problem des Lebens an sich in bildhaften Anschnitten nach.

Lebensgestaltung als Erziehungsaufgabe ist das Grundmotiv, von dem Ernst Bender bei seinem Deutschen Lesebuch ausgegangen ist (Karlsruhe, G. Braun). Es ist nicht meine Sache, der pädagogischen Aufgabe und ihrer Lösung ein Urteil zu sprechen. Als Laie und Vater kann ich aber meiner Freude über dieses Schulbuch unverhohlen Ausdruck geben. Es muß eine Lust sein, die Augen in dieses Buch einzuführen, das einen großen Reichtum an wertvollem Stoff in wertvoller Form birgt. Auch der Erwachsene liebt darin mit Gewinn und Genuß. Die besten Namen unserer Schriftstellerwelt sind hier vertreten; doch nirgendwo entfehlt der Eindruck einer literarischen Anthologie, sondern einer systematisch aufbauenden Auslese, die Mensch, Natur, Volk, Welt, Geistesleben aus einander entwickelt und in einander verkettert. Die Holzschnitte von G. Württemberg sind in ihrer kräftigen Eigenart und Erfindung ein passender Buchschmuck. — Ein alter Wunich für den badischen Heimatkundler hat seine Erfüllung gefunden: Badische Sagen sind in einer neuen Sammlung erschienen, die Joh. Künzler veranstaltet hat. Seit den Veröffentlichungen von Schaezler und von Klamm, die nicht mehr zu haben sind, war eine Lücke auf diesem Gebiet, doppelt schmerzlich deshalb, weil auch diese zwei Werke nicht allen Anforderungen entsprachen. Künzler bringt viel neues Material, das z. B. bei Bernhard Waader (dem Mann der Amalie Waader, die das Karlsruher Vinzenzhaus mitbegründet hat) nicht zu finden ist. Mit seinem Buch verfolgt er keine novellistischen Absichten mit literarischem Ehrgeiz, er will ein Buch zur Volkskunde liefern, und das tut er mit Erfolge. Als Grundlage diente ihm die Stoffammlung der „Badischen Heimat“; einen Teil fand er auch in Zeitschriften. Die einzelnen Sagen sind schlicht erzählt, unmittelbar dem Mund des Volkes abgehört und bedienen sich dann und wann der Mundart. Die Anordnung geschieht nicht geographisch, sondern, wie es sich gebührt, stofflich. Seelensagen von Gespenstern, weisen Frauen, Irrlichtern und Spukgeistern, Natursagen von Miesen, Erd-, Wald- und Wassergeistern, Ortsagen von Kirchen, Burgen, Dörfern und Kluren, Schaksagen und Legenden mögen die Gliederung andeuten. Ein Ortsregister macht den Beschluß, so daß die Lokalsagen leicht aufzufinden sind. Vielleicht hätte es sich empfohlen, bei kleineren Orten den Amtsbezirk anzugeben und die Namen der Orte, aus denen die Ueberlieferung stammt, unter die betr. Sagen zu setzen. Das Buch (erschienen in Leipzig bei G. Eichblatt) gibt wichtige Beiträge zur Volkspsychologie und dürfte allgemein willkommen sein.

treiben mag? Er dachte laut. Er wurde sich dessen bewußt, als er auf dem Hauptweg, der linksab zum Schloß hinführt, Spaziergänger dahervandeln sah. Etwas schen, schlug er einen dichter umlaubten Seitenweg ein und stand auf einmal vor dem Denkmal, das Hermann und Dorothea darstellt. Die Sonne stutete durch eine Oeffnung des Gäßchens auf die marmornen Gestalten nieder, und er sah, wie am Vormittag durch das offene Fenster des Lehrerzimmers, auf zum blauen Himmel. Wahrlich, der Tag ist schön, wäre noch schöner, wenn...! „Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne“ — unwillkürlich kam ihm der alte Goethe ins Gedächtnis zurück, den er auch seinerzeit hatte auswendig lernen müssen. Schau hin, er hatte auch die Verse nicht vergessen! „Und sie freuten sich beide des hohen, wankenden Korbes, das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.“ — Würde Leonore nicht stannen über seine poetischen Kenntnisse? — Als ob sie neben ihm her schritte und er ihre Verwunderung feigern wollte, erinnerte er sich noch einer anderen Stelle, die er seinerzeit für die Schulbank seinem Gedächtnis hatte einprägen müssen und tatsächlich weil er unter allen Umständen für ein vorzügliches Abitur auch im Deutschen einer sehr guten Note bedurfte, so energisch sich einachämmert hatte, daß er sie heute noch vollständig wie im Schlaf aussagen konnte:

„Desto fester sei bei der allgemeinen Erichütt'ung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gestimmt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“

Er lachte. Der letzte Vers war das Thema seines Abiturienten-Aufsatzes gewesen. *Tempi passati!* Aber sieh, es läßt sich doch alles vielleicht im Leben ein zweites Mal verwerten. Für kleine, hübsche Mädchen soll man immer eine Stillschauerin in der Taube haben; für ein studiertes Gemüth von der idealen Art Leonorens erfüllt diesen Zweck ein sentimentaler Vers. Im Weitergehen wehrte sich ein Gefühl, wie er es nur in frühen Jugendtagen zuweilen in sich verspürt hatte, gegen diesen frivolsten Gedanken. Sie dachte nicht nur ideal, sie erichien ihm als ein Ideal. Diese Klugheit und Einfachheit zugleich, diese Entschiedenheit und Hartheit zugleich, diese Schönheit und Bescheidenheit zugleich! Nie und nimmer darf sie einem Anderen gehören! Wo sie eben weilen mag? Was sie gerade treiben mag? Ueber der lateinischen Grammatik sitzen? Ueber römischer Altertumskunde? — Dieses tote Latein! Diese Scherben- und Altertumswissenschaft! Nutzlose, weltfremde Beschäftigung, und doch, so flüsternte in seinem Innern eine erwachende Eifersucht besser als eine Unterhaltung mit tragend einem, irgend einem — — — Eine mächtige Sehnsucht erariff ihn. Wenn sie in der Nähe wäre! Wenn sie ihm plöthlich entgegentäme! Bei Gott, er wollte an Wunder glauben. Er stand am großen Rasen hinter dem Schloß und dachte, was er ihr Liebes und Herzliches sagen würde, wenn er sie jetzt sähe.

Sie sah ihn. Ihr Herz schlug voll höchster Erregung. Das war doch wunderbar! Er dort leibhaftig vor ihr, er, an den sie immer und immer wieder hatte denken müssen, seit sie ins Schloß eingetreten war, um die neu eröffnete Sammlung zu besichtigen. Er, an den sie gerade eben aufs lebhafteste dachte, als sie vor dem Glaschrank stand, in dem die in Badenweiler aufgefundenen römischen Stücke ausgestellt waren, als sie jene kleine, einfache Fibel betrachtete, die, wie eine darunter angebrachte Entzifferung auslautet, die Inschrift trägt: *Si me amas.* Unwillkürlich hatte sie von dieser entzückenden Urkunde einer vor welt über anderthalbtausend Jahren geangenen Liebe ihren Blick hinweg zum Schloßgarten hinaus gerichtet, ganz von dem Gedanken an ihn erfüllt. Und da stand er nun nahe vor ihr! Sie beobachtete ihn mit gespannten Nerven, wie ein Jäger das Wild. Sie wagte kaum zu atmen, bis er weiterging. Dann trat sie noch einmal an den Glaschrank und las halblaut: *Si me amas.* Dort schritt er hin, am großen Rasenplatz entlang. Ohne Aufenthalt wanderte sie durch die übrigen Räume der im unteren Stockwerk aufgestellten Sammlung und eilte die Treppe zum zweiten Stock empor. Es war bereits dreiviertel auf fünf Uhr; sie hielt sich nirgends auf. An alten Kelchen und Kreuzifixen, an Porzellansammlungen, Truhen und Antarkenschränken vorbei, geriet sie vom linken auf den rechten Flügel des Schlosses und blieb erst in den rückwärts gelegenen Räumen zu einem Ausblick in den Garten am einen und andern Fenster stehen. Dort schritt er wieder, auf dem Weg, der an der Hofkirche vorbei und auf den Schloßplatz führt. Sie trat in einen kleinen, quadratischen, erkerartigen Raum, in dem ihr Blick neben einigen kleineren Biergezeugen essenbeinerne Krüger ausgestellt sah. Es war ihr so heiß zu Mute wie nach einem getanen Tanz, daß sie am liebsten im Augenblick einen Krüger hätte herausnehmen und ihr glühendes Antlitz damit kühlen mögen. An den Fenstern waren die Vorhänge bereits niedergelassen. Sie hob einen Vorhang hinauf etwas zur Seite, wie das hier vielleicht von fürstlicher Hand ehemals einmal getan worden sein mochte, und sah den Herrn Professor eben durch den Torbogen schreiten. „*Si me amas* —“ „Das ist verboten, Fräulein! Es ist auch gleich fünf Uhr.“

Sie fuhr erschreckt um und ging am Aufseher vorbei, der noch in seinen Bart brummte, hinaus und nachdenklich langsam die Treppe hinunter. Drunten abarte sie, aus dem Hauptportal zu treten. Der Hausmeister grüßte freundlich; sie mußte hinaus. Doch halt! sie hatte noch etwas zu fragen! Wann man am angenehmsten mit einer Klasse zur Besichtigung der neu aufgestellten vorgezeichneten Sammlung komme? Der Mann gab bereitwillig Auskunft und setzte sich auch sonst in höflicher Weise an. Darüber verrannen einige Minuten, so daß Leonore ohne Herzklopfen hinausgehen konnte. Sie eilte rechtsab und verlanqsamte erst ihren Schritte, als sie im Schloßgarten drinnen war. Sie mußte sich jetzt noch, obwohl sie sich schon etwas müde fühlte, einige Zeit im Freien ergehen. Ueber das, was sie erlebt hatte, und was in ihr vorgegangen war, mußte sie in der Einsamkeit nachdenken. Sie wandelte hinter dem Schloß vorüber, warf einen Blick durch den Torbogen, durch den sie ihn hatte fortgehen sehen, und wandte sich dann, an den napoleonischen Gärten vorbei, dem Innern des Gartens zu. Ihr Auge traf das klar, goldene Licht, das der bereits sich neigende schöne Septembertag den Bäumen und Gräsern und allen lichtdurftigen Wesen verschwenderisch spendete.

Er hatte eigentlich recht gehabt. Man hätte den herrlichen Nachmittag zu einem Gang ins Freie benutzen sollen. Aber würde sie dann den wunderbaren Augenblick erlebt haben? — Man soll fest auf dem Sinne beharren. Ehe sie von daheim fortging, hatte sie geschwankt, ob sie ihren Plan einer vorbeiziehenden Besichtigung nicht besser des prächtigen Wetters wegen verschieben solle. War sie dann nicht doch, dennoch gerade deshalb schnurstracks zum Badischen Landesmuseum gegangen, weil er die Altertumskunde für eine tote, unfruchtbare Wissenschaft erklärt hatte?

„Ich werde ihm morgen, und wenn er sich noch so sehr darüber ärgern sollte, wieder einen Taablat-Artikel überreichen. Ich werde ihm die Ueberschrift „Zur Neuaufrichtung der vorgezeichneten Sammlung im Badischen Landesmuseum“ höchstpersönlich vorlesen und ihm verraten, daß ich heute drei volle Stunden im Schloß war. Halt, nein, nein, das geht nicht. Er soll nicht erfahren, daß ich ihm so nahe gewesen bin. Sonst könnte er gar noch sich einbilden, ich sei seinerwegen hier unangekommen. Ich werde — — — Nun ich werde sehen, was ich sage, um ihm zu zeigen, daß ich mich jetzt erst recht für Altertumswissenschaft interessiere.“

Sie ficherete für sich hin, da ihr die Badenweiler Fibel in den Sinn kam.

„Er ist doch dort oben im Markgräfler Land zu Hause? Man sollte meinen, daß ihn die Ausgrabungen und Funde interessierten, die in seiner Heimat gemacht worden sind. Aber er ist zu einseitig, zu fanatisch, und dabei hält er sich wunderbar für aufgeklärt! Das ist Sodomit, Ehrgeiz, Eitelkeit, so eine Art geistiger Machtdünkel, wissenschaftlicher Nachabsolutismus. Wie er sich nur heute morgen auf den Paragrafen, den Lehrplan, berief, genau wie der machtaierische deutsche Territorialfürst mit der römischen Rechtsdiplomatie die Mächtigkeit seiner unumchränkten Herrschaft bewiesen hat. Er ist voll Mißtrauen gegenüber allen Neuaugen der Geisteswissenschaften.“

Sie lachte auf, weil ihr das Thema ihres Abiturienten-aufsatzes „Beweisenswerter Philipp!“ einfallen war. Es lautete ja komisch; aber ihr Gedankenstrom erschloß ihr einen neuen tieferen Sinn desselben. Sie war überdem aus dem Schloßgarten hinausgegangen und an der Maiolikamannfabrik vorbei in den Hardtwald eingetreten. In den sonnigen Wipfeln der Bäume spielte ein fröhliches Lüftchen, so daß auf dem schattigen Pfad, an dem schon die Sträucher dunkelten, heitere Lichtflecken tanzten.

„Wenn nur die Menschen das Wesen der Natur richtig erkennen wollten! Ein Herr und ein Gesetz, nach dem alle Geschöpfe leben sollen. Keine tauende Gesehe und zahllose Verbordnungen! Jedes hat seinen freien Willen, das Gesetz zu finden und zu finden. Wozu sind sie vernunftbehaftet? Doch nicht, daß sich eines mehr dünke als das andere! Das Raubtier hält sich immer im Recht. Der Wissenschaftler, der in diesem Zustand sich befindet, ist ein Mensch, vor dem man sich vorzusehen hat. Die Eltern haben mich sehr weise belehrt, wenn sie mir predigten: Kind, beurteile den Menschen nach den Mäglichkeiten, die in ihm liegen. Wahrlich, Fanatismus ist Egoismus. Es möchte mir einfallen, einem Manne mich für's Leben zu verbinden, der fanatisch ist! Geschichte ist nichts, Kunst ist nichts, Religion ist nichts! Eines Tages meint der Herr Professor auch: Weiblichkeit ist nichts, wenn sie nicht tanzt, wie der Mann pfeift. Ich fürchte mich vor der Kälte und Mächtigkeitslosigkeit des Rationalismus, vor seiner Macht und Rechtsmater. Wer vor der Geschichte, Kunst und Religion keine Ehrfurcht hat, dem fehlt sie auch vor dem Weib. Ich werde ihn einmal nach seiner Mutter fragen, und zwar indirekt, ohne daß er es merkt. Ich werde auf Keplers Mutter zu sprechen kommen, von deren Hexenprozeß er mir einmal erzählt hat. Er ist natürlich erhoben über allen Glauben, der für ihn Überglauben bedeutet. Er ist indifferent in allen religiösen Fragen! Warum? Wahrlich, auch Gleichgültigkeit ist Selbstsucht! Wissenschaft, die Selbstzweck ist, erhebt die Selbstsucht zum Dogma.“

(Fortsetzung folgt.)